

## **Arm dran...**

von Stefan Schöner

Ich fahre auf meinem Motorroller nach der Arbeit nach Hause. Es ist ein regnerischer Spätherbstnachmittag. Die Straßen sind nass. Vor mir fährt ein Fahrschulauto, und ich halte gebührenden Abstand – man weiß ja nie, was ungeübten Fahrschülern einfällt. Eine Ampel vor uns schaltet auf Rot, der Fahrschüler bremst ab, ich bremse auch, ein gewöhnlicher Vorgang im Straßenverkehr. Nur dass er plötzlich alles andere als gewöhnlich ist, als auf einmal mein Roller unter mir ausbricht: Ich sei mit dem Hinterrad auf einen durch den Regen sehr glatten Bitumenstreifen geraten, mit dem ein Riss in der Fahrbahn repariert wurde, wird mir die Polizei später mitteilen.

Jedenfalls stürze ich, schlage mit den Händen und dem Kopf auf dem Asphalt auf, gleite noch einige Meter weiter und werde schließlich vom Stoßfänger des stehenden Fahrschulautos gestoppt. Dann sehe ich einen roten, schweren Brocken auf mich zu rutschen und schnappe vor Schreck nach Luft ...

... als sich ein Mann über mich beugt.

Offenbar der Fahrlehrer des Fahrschulautos.

Ich erkenne, dass ich wohl kurz weggetreten sein muss. Nicht sehr lange, nur die wenigen Sekunden, die der Lehrer gebraucht hat, um aus seinem Auto auszusteigen. Nicht weit von mir liegt der schwere, rote Brocken, der mich hinterrücks getroffen hat.

Mein Motorroller.

Sieht eigentlich noch heil aus. Scheint ja alles glimpflich abgelaufen zu sein.

Der Fahrschullehrer beugt sich über mich und fragt etwas, was ich nicht verstehen kann, denn mein Schutzhelm befindet sich ja nach wie vor auf meinem Kopf, wie sich das gehört. Ich will ihn auf ein Mal schnellstens loswerden, streife daher zuerst die Handschuhe von den Händen und dann den Helm vom Kopf und registriere nebenbei, wie stark beide beschädigt sind.

Die haben ihren Dienst getan. Endgültig. Egal...

Der Fahrlehrer spricht mich erneut an.

„Geht es Ihnen gut? Sind Sie verletzt?“, will er besorgt wissen.

Ich schüttele den Kopf. Nein, ich habe keine Schmerzen.

Ich versuche aufzustehen, beende den Versuch aber sofort wieder. Jetzt erst bemerke ich, dass mein linkes Bein angewinkelt ist, in einer Stellung, die ein intaktes Kniegelenk niemals erlauben würde. Ich setze mich auf, lehne mich gegen das Heck des Autos und versuche, das Bein zu strecken, aber auch das geht nicht.

Irgendwas blockiert. Wohl ein Band gerissen ...

„Ich kann nicht aufstehen“, informiere ich den Fahrschullehrer, mit ruhiger Stimme, auf die ich einen Augenblick lang selbst stolz bin. „Würden Sie bitte einen Krankenwagen rufen?“

Er nickt und geht zu seinem Platz, wo der Wagen mit einem Funkgerät ausgestattet ist. Neben mir taucht plötzlich der Fahrschüler auf, ein hagerer Junge, sicherlich gerade erst achtzehn Jahre alt.

„Es tut mir leid“, stammelt er, käsebleich im Gesicht.

„Muss es nicht“, tröste ich ihn, „schließlich sind Sie nicht schuld gewesen.“

Mehr bekomme ich nicht heraus, denn schlagartig wird mir jetzt kalt, und ich beginne zu zittern.

„Der Krankenwagen ist unterwegs“, teilt mir der Fahrlehrer mit, von seinem Funkgerät zurückgekehrt, öffnet dabei die Tür zur Rückbank und holt eine karierte Woldecke heraus.

„Schock“, sagt er dabei zu seinem Fahrschüler und hüllt mich dann in die Decke ein. Hilft zwar nicht viel gegen die Kälte, aber die Geste ist freundlich, und ich bin dankbar dafür.

Einige Minuten später hält ein Streifenwagen an. Ein Polizist lässt sich von mir den Unfallhergang erklären, während ein anderer mit einem Maßband und einem Notizblock hantiert.

Auch der Krankenwagen trifft ein, und zwei Sanitäter packen mich, immer noch mit angewinkeltem Bein, auf eine Trage und verfrachten mich in den Sanka. Dort erhebt einer der beiden

meine Daten, vor allem zu meiner Krankenversicherung, während der andere mich auszieht. Mantel, Jackett, Hemd, alles wandert in einen großen Plastiksack, der bereits meine Handschuhe, meinen Helm und meine Tasche enthält. Er nimmt mir meine Uhr, meinen Ehering und leider auch meine Brille ab, so dass die Welt um mich jetzt sehr verschwommen aussieht. Ich öffne meine Hose, schließlich muss er sicherlich auch mein Knie begutachten, aber der Sanitäter zögert, und ich sehe, dass mein Bein stark geschwollen ist.

„Ich fürchte, ich werde die Hose aufschneiden müssen“, sagt er schließlich mit Bedauern in der Stimme, „tut mir leid.“

„Nur zu“, winke ich ab.

Ich hege langsam den Verdacht, dass ich mich glücklich schätzen kann, wenn eine zerstörte Hose mein größtes Problem ist.

Während der Sanitäter die Hose aufschneidet, sehe ich durch die Milchglasscheiben der Hecktüren erneut Blaulichter, und einige Sekunden später betritt ein Mann in einer knallroten Jacke den Krankenwagen. Der Notarzt ist eingetroffen.

Er besieht sich die Bescherung und lässt sich vom Sanitäter eine kurze Zusammenfassung geben, die größtenteils aus medizinischem Fachchinesisch besteht.

„... der Patient ist örtlich und zeitlich voll orientiert“, lautet der letzte Satz, den immerhin auch ich verstehe.

„Na, dann gebe ich Ihnen als erstes mal etwas gegen die Schmerzen“, sagt er zu mir und ergreift meine linke Hand.

„Wozu, ich habe keine Schmerzen!“, will ich sagen und öffne gerade den Mund, als mir der Arzt sehr routiniert und sehr rücksichtslos eine Kanüle in eine Vene des linken Handrückens jagt. Schmerz schießt mir den Arm hinauf, ich atme scharf ein und bringe nur noch ein leises „Ah ...“ hervor. Gut, vielleicht ist das mit dem Schmerzmittel doch keine so schlechte Idee. Der Arzt spritzt das Mittel durch die Kanüle direkt in die Blutbahn, ich kann fühlen, wie es sich kalt in meinem Kreislauf ausbreitet.

Mir wird auf der Stelle etwas blümerant. Und dann übel.

„Mir wird schlecht“, sage ich, und einer der Sanitäter drückt mir schnell eine Einweg-Nierenschale aus Presspappe in die Hand.

„Das haben wir gleich“, meint der Arzt und ergänzt, zum Sanitäter gewandt, „Psycil, fünf Milligramm.“

Wieder flutet Kälte durch meinen Arm. Die Übelkeit lässt nach, dann mir wird leicht im Kopf, ich schließe einen Augenblick die Augen ...

... und als ich sie wieder öffne, gleiten helle Lichter über mich hinweg.

Ich brauche einen Augenblick, um mich zu orientieren.

Ich bin nicht mehr im Krankenwagen, liege auch nicht mehr auf der Pritsche. Ich liege auf einem Krankenhausbett und werde einen langen Gang entlang geschoben. Die an der Decke montierten Neon-Röhren blenden mich. Ich kenne übrigens diesen

Gang. Hier war ich nämlich mit meinem Sohn schon zwei Mal:  
Das hier ist die Notaufnahme des örtlichen Krankenhauses.  
Was immer mir der Notarzt gegeben hat, das Zeug haut mächtig  
rein. Mir ist immer noch leicht im Kopf, ich blinze...

... und werde unvermittelt von zwei Assistenzkräften vorsichtig  
von einem Röntgentisch zurück auf mein Bett gehoben. Mein  
Bein ist jetzt gestreckt und geschient, wie ich am Rande bemer-  
ke. Man schiebt mich in ein angrenzendes, nur dämmrig be-  
leuchtetes Behandlungszimmer und stellt mich dort ab. Mich  
nerven jetzt die Blackouts, und ich bin fest entschlossen, nicht  
wieder einzuschlafen. Das gelingt mir auch ganz gut; vielleicht  
lässt ja jetzt die Wirkung des Mittels nach. Nach einigen Minu-  
ten kommen zwei junge Männer in weißen Kitteln in den Raum.  
Offensichtlich die Bereitschaftsärzte.

Um mich kümmern sie sich aber nicht, bekommen wohl auch  
nicht mit, dass ich mehr oder weniger bei Bewusstsein bin.

Einer der Ärzte schaltet ein Leuchtpaneel an der Wand an, der  
andere steckt routiniert Röntgenbilder daran, zack, zack, zack,  
zack, man merkt, dass er das öfter tut. Dann studieren beide die  
Aufnahmen.

„Oh Mann, schau dir das an!“, ruft Arzt Nr. 1. „Hast du so was  
schon mal gesehen?“

„Nein!“, antwortet Arzt Nr. 2 entschieden und sachlich und rückt  
etwas näher an die Bilder heran. „Mehrfache Tibia-Fraktur, hier,

hier und hier“, er deutet auf eines der Bilder, „und dann vor allem eine ausgedehnte Tibiakopf-Trümmer-Fraktur hier.“

Mein benebelter Verstand benötigt einige Sekunden, um lange verschüttete Latein-Kenntnisse zu reaktivieren, aber dann begreife ich: Tibia heißt Schienbein. Und der Tibiakopf ist der untere Teil des Kniegelenks. Von wegen nur ein Band gerissen. Ich habe mir das Schienbein mehrfach gebrochen und das Knie zerschmettert.

Na, klasse.

„Trümmer?“, fragt derweil Arzt Nr. 1 sarkastisch und etwas ratlos. „Was heißt hier Trümmer? Das ist fast schon eine Nekrose, zumindest lateral! Das Gelenk ist ja praktisch pulverisiert! Und die Bruchstücke sind alle in der Muskulatur verteilt! Das gesamte Bein ist mindestens zehn Zentimeter zusammengeschoben. Was machen wir denn jetzt?“

„Hm – Endoprothese?“, meint Nr. 2 zweifelnd.

„Witzbold!“, knurrt Nr. 1. „Wo willst du die denn verankern? Nein, ich denke, da ist nichts mehr zu retten. Ich lass´ den OP vorbereiten, wir müssen über dem Knie amputieren.“

Er wendet sich zum Gehen.

Die wollen mir mein Bein absägen, begreife ich plötzlich. O Gott, o Gott! Ich zucke zusammen, will protestieren, versuche vergeblich, mich aufzusetzen, und werde erstmals von den beiden zur Kenntnis genommen.

„Der Patient wird unruhig“, stellt Arzt Nr. 1 kalt fest und bleibt in der Tür stehen. „Ist er eigentlich sediert worden?“

Arzt Nr. 2 blättert in meiner Akte.

„Ja, während des Transports. Psycil. Scheint aber nachzulassen. Ich gebe ihm nochmal fünf Milligramm!“

Dann stutzt er.

„Du, warte mal“, ruft er Arzt Nr. 1 nach, der eben den Raum verlässt, „der ist privat versichert, steht da.“

Nr. 1 steckt den Kopf zur Tür herein und runzelt die Stirn.

„Privat? Hm ... dann müssen wir den Chef rufen.“

„Ja, ja, so ist's richtig“, denke ich mir, während mir eine neue Dosis Sedativum verabreicht wird. „Wenn ihr mir schon mein Bein abnehmen wollt, dann bitte gefälligst First Class!“

Wieder fallen mir die Augen zu...

... und ich erhalte prompt zwei ordentliche Backpfeifen.

Eine links, eine rechts.

„Aufwachen!“, ruft eine Stimme, sehr bestimmt, sehr arrogant und entschieden feindselig. Trotzdem wirkt sie irgendwie ... müde?

„Wachen Sie endlich auf!“

Wieder zwei Ohrfeigen.

„Ja, ja, bin wach“, nuschle ich und öffne unter großer Anstrengung die Augen. „Was ... was'n los?“



Ich finde mich erneut in einem anderen Raum wieder. Grelles, weißes Licht. Weiß gekachelte Wände. Jede Menge Edelstahl. Das Personal hier ist auch nicht mehr in Weiß gekleidet, sondern in Grün. Inklusive des müden Arztes, der vor mir steht. Er ist etwas älter als die beiden, die sich eben noch die Röntgenbilder ansahen, und er wirkt ... nun ja ... ziemlich heruntergekommen. Dicke, schwarze Ringe unter den Augen, Dreitagesbart, wirres, verfilztes, schwarzes Haar. Wenn man den aus seiner grünen Kluft herausnehmen und in eine alte Jeans stecken würde, würde er im hiesigen Obdachlosenasyll nicht weiter auffallen. Ein Penner-Arzt, gewissermaßen. Nix ist mit First Class. Und oben-drein ist er auch noch sichtlich übel gelaunt.

„Wir müssen operieren und brauchen Ihr Einverständnis“, sagt er barsch und drückt mir mehrere Seiten Papier und einen Kugelschreiber in die Hand.

Operieren? Mein Bein absägen, sag's doch offen!

„Nun unterschreiben Sie schon!“, mahnt mich der Arzt ungeduldig.

Ich kann zwar – benebelt und ohne Brille – nicht erkennen, was ich da in der Hand halte, aber bitte schön, Hauptsache, der Penner schlägt mich nicht mehr.

„Wenn's sein muss ...“, murmle ich und male ein paar Wellenlinien auf das Papier. Das stellt ihn zufrieden, und er entfernt sich aus meinem Gesichtsfeld.

Eine Uhr hängt dort, wo gestanden hat, an der Wand, fällt mir auf. Sie zeigt 19.15 Uhr. Gute zwei Stunden seit meinem Unfall. Eine der Schwestern auf meiner anderen Seite sagt etwas Unverständliches, ich sehe zu ihr, und dann wieder auf die Uhr...

... die aber auf einmal kurz vor Zwei anzeigt.

Hey, das ist ja auch gar nicht mehr der Raum für die OP-Vorbereitung!

Diese Art von Uhren hängt gegenüber den Aufzügen, vor den Stationen, wie ich von Besuchen weiß. Prompt bewegt sich auch mein Bett und wird von zwei Pflegern, von denen ich nur einen und den auch nur von hinten sehen kann, aus einem der Aufzüge geschoben. Eine Infusionsflasche über meinem Kopf klappert. Eine elektrische Tür öffnet sich summend, dann komme ich vor dem Schalter eines Stationszimmers zum Stehen.

Eine Schwester eilt in quietschenden Birkenstock-Schuhen aus der Ferne des nächtlich-trübe beleuchteten Gangs auf mich zu.

Weißer Uniform, eine kleine Taschenlampe in der Hand.

Die Nachtschwester.

„Die Not-OP aus der Unfall-Chirurgie?“, fragt sie leise und dirigiert mein Bett in eines der Zimmer. Sie bemerkt, dass ich wach bin, und lächelt mir ermutigend zu.

„Na, Sie haben´s ja ganz gut überstanden“, bemerkt sie, während sie einen Klingelknopf für das Notrufsystem in meiner Reichweite befestigt.

„Rufen Sie mich, wenn irgendwas ist.“

„Äh ...“, krächze ich und merke, wie trocken mein Mund ist. „Ja. Durst ... ich hätte gerne etwas zu trinken.“

„Nein, nicht so kurz nach der Narkose, nicht vor morgen Früh“, lehnt sie energisch ab. „Aber ich bringe Ihnen ein Pflegeset.“

Das Set stellt sich als ein kleines Schälchen Wasser und ein Gaze-Bausch heraus, mit dem man die Lippen anfeuchten kann. Ich benutze es und stelle es auf den Nachttisch zurück.

So, jetzt kann ich sicherlich nicht mehr einschlafen. Noch ungefähr fünf, sechs Stunden bis Sonnenaufgang, denke ich. Das wird sich ziehen, schätze ich ...

... als grell die Deckenbeleuchtung aufflammt.

Eine Schwester stapft herein und ruft stimmungsgewaltig: „Guten Morgen! Aufwachen, gleich kommt die Visite, und dann gibt’s Frühstück!“

OK, OK, schon gut, ich bin ja wach.

Ich winke schwach.

Mit der Schwester ist eine zweite Gestalt ins Zimmer gehuscht, die mir jetzt – Gott sei Dank – meine Brille reicht.

Meine Frau.

Sie sieht blass und übernächtigt aus, und mir wird bewusst, dass sie in der vergangenen Nacht wahrscheinlich wesentlich weniger geschlafen hat als ich. Wahrscheinlich gar nicht. Bevor wir aber mehr als einige wenige Worte wechseln können, fliegt die Tür

erneut auf, und die Visite strömt herein. Angeführt wird sie von einem kleinen, älteren Arzt, vermutlich dem Chefarzt, der noch drei weitere Mediziner im Kielwasser hat, darunter auch meinen Penner-Arzt. Der sieht jetzt noch ein wenig zerknitterter aus als gestern und entschieden noch erschöpfter, aber bei weitem nicht mehr so übellaunig. Im Gegenteil, er strahlt über das ganze Gesicht. Stolz quillt ihm förmlich aus jedem Knopfloch. Einige Studenten sind auch dabei, und auch zwei Schwestern, von denen eine die Akten schleppt und die Visite protokolliert.

„Ach ja, der Tibiakopf-Trümmerbruch“, begrüßt mich der Chefarzt aufgeräumt. „Dann sehen wir uns das mal an. Schwester, bitte den Verband öffnen.“

Die Schwester schlägt meine Bettdecke zurück und schneidet den dicken Verband auf. Beim Anblick dessen, was da zu Tage kommt, wird mir einen Augenblick lang wieder schlecht. Über mein Bein verläuft ein langer, langer Schnitt, vom Oberschenkel oberhalb des Knies bis fast hinunter zum Knöchel, rot, geschwollen und nicht einmal richtig vernäht, sondern einfach mit Heftklammern zugetackert. Daneben, links und rechts am Knie, noch zwei weitere Wunden. Und an mindestens drei Stellen hängen Schläuche aus dem Gelenk, die Wundflüssigkeiten in kleine Auffangflaschen leiten. Alles noch hübsch mit dem Orange eines Desinfektionsmittels eingefärbt.

Einfach schrecklich.

Nein, schrecklich ist nicht das richtige Wort.

Gruselig?

Ja, das trifft es. Schlicht und einfach gruselig.

Die Übelkeit verfliegt aber nach einer Schrecksekunde, was an einer sehr erfreulichen Erkenntnis liegt: Dass mein Bein so grauhaft aussehen kann, setzt ja voraus, dass es noch da sein muss! Jawohl, es ist noch da. Übel zugerichtet, aber dort, wo es hingehört. Im Prinzip zumindest. Fantastisch. Erleichtert lehne ich mich in mein Kissen zurück.

„Sieht ja gut aus“, meint der Chefarzt. „Jetzt ruhen Sie sich mal gut aus, denn morgen, spätestens übermorgen beginnen wir mit der Krankengymnastik.“

Die Schwester legt noch schnell ein grünes, steriles Tuch über mein Bein und versichert mir, in ein paar Minuten zurückzukommen, um mich neu zu verbinden, während der Chefarzt, seine Entourage im Schlepptau, weiter zum nächsten Zimmer zieht, und meine Frau kann endlich meine Gedächtnislücken schließen und erklären, was mit mir geschehen ist.

Es läuft auf Glück im Unglück heraus, und zwar gewaltiges Glück. Mein Penner-Arzt entpuppt sich nicht nur als stellvertretender Chefarzt, sondern auch noch als der Kniegelenksspezialist im Hause. Man hat ihn gestern Abend zufällig vor seinem Spind abgefangen, wo er sich gerade umzog, um nach seiner Schicht nach Hause zu gehen.

„Kein Wunder, dass er schlecht drauf war“, denke ich mir, „da wäre ich auch sauer gewesen.“

Er sah sich die Röntgenbilder an und entschloss sich, nicht zu amputieren, sondern trotz der unsicheren Prognose zu operieren.

Einen großen Teil der Nacht hindurch.

Und er hat tatsächlich ein kleines Wunder vollbracht. Alle Knochensplitter aus dem Gewebe gesammelt. Mein Bein wieder mehr oder weniger auf seine ursprüngliche Länge gebracht. Die Knochensplitter wieder zusammengepuzzelt, zumindest einen beträchtlichen Teil davon. Alle Bruchstücke mit Hilfe von Metallplatten, Schrauben und Nägeln wieder aneinander befestigt. Sein Strahlen heute Morgen hat er sich also wirklich redlich verdient ...

Später am Tag, meine Frau ist wieder gegangen, bekomme ich erneut Besuch. Diesmal meine Eltern. Beide sind besorgt und bestürzt ob des Missgeschicks ihres Erstgeborenen.

„Du Ärmster!“, bedauert mich meine Mutter.

Ich winke ab.

„Hätte schlimmer sein können“, sage ich ihr. „Du weißt doch: Lieber arm dran als Bein ab.“

ENDE